

Das Eisauto kommt

So ist das Leben, so ist der Dokumentarfilm: Michael Moores »Fahrenheit 9/11«

Grit Lemke

Beim Internationalen Leipziger Festival für Dokumentar- und Animationsfilm existiert eine Liste von Preisträgern, die zur Verleihung der Goldenen oder Silbernen Tauben nicht anwesend waren und deshalb ihr Preisgeld nicht entgegennehmen konnten. Bei einigen, wie Louis Malle, hat die gewissenhafte Finanzfrau mittlerweile den Vermerk »verstorben« hinter den Namen gesetzt. Michael Moore hingegen lebt und könnte sich seine Prämie für »Roger and Me«, Silberne Taube 1989, jederzeit in Leipzig abholen. Dort würde man sich freuen, fiele doch etwas von der Publicity eines Großen des Genres endlich einmal für die Basis ab. Als »Bowling for Columbine« vor zwei Jahren auf dem Festival gezeigt werden sollte, untersagte der deutsche Verleih den Veranstaltern, Moore einzuladen und rückte kein einziges Foto, kein lumpiges Presseheftchen heraus, um dem deutschen Kinostart nicht Glanz und Gloria zu nehmen. Michael Moore, so scheint es, hat die kommerziell überschaubaren, gemütlich-kollegialen Gefilde des Dokumentarfilms schon lange in Richtung Hollywood verlassen. Die Goldene Palme für »Fahrenheit 9/11« nahm er in Cannes persönlich in Empfang, den Oscar ebenfalls, was dazu führte, daß der alljährlich verliehene Dokfilm-Oscar erstmals breit wahrgenommen wurde. Ein Kinoeinspiel jenseits der 100-Millionen-Dollar-Grenze ist in der Tat noch keinem Dokfilm vorher gelungen.

Was sofort das deutsche Feuilleton auf den Plan ruft. Es handele sich um Demagogie, die sich »als Dokumentation tarnt« (Spiegel-Online), die Fakten auslasse oder »einfach zuspitzt« (ebd.), »Bilderproduktion« statt »echter dokumentarischer Arbeit« leiste (FAZ), eben »ein Machwerk« (Berliner Zeitung). Interessanterweise lehnen es Autoren und Redakteure des Spiegel seit Jahren ab, Dokumentarfilm-Festivals wahrzunehmen oder gar journalistisch zu begleiten, immer mit dem Verweis auf eine imaginäre Leserschaft, die sich angeblich nicht dafür interessiere. Natürlich müssen sie es jetzt schlimm finden, wenn ein Dokfilm Hunderttausende ins Kino lockt und diese auch noch zu unterhalten vermag. Allein dafür ist Michael Moore zu danken, wie auch immer man sein Werk findet.

Zu danken ist ihm auch dafür, daß er mit seinen Filmen nicht irgendwie die ganze Welt verbessern oder – noch schlimmer – sich selbst finden möchte, sondern sich überschaubare, klare Ziele setzt, für deren Erfüllung ihm wirklich jedes Mittel recht ist. Diesmal geht es darum, George W. Bush zu entmachten. Nicht mehr, nicht weniger. »Fahrenheit 9/11« beginnt mit dem Wahldesaster in Florida, zeigt den 43. Präsidenten der USA als dumm, eitel und arbeitsscheu, dokumentiert dessen sieben lange Minuten der Hilflosigkeit nach der Nachricht von den Anschlägen des 11. September und präsentiert dann eine Geschichte von der Verquickung der Bushs und Cheneys mit den Bin Ladens und anderen saudischen Ölmultis. Eine andere Geschichte ist die der amerikanischen Soldaten im Irak-Krieg, die einerseits als tumbe Tötungsmaschinen, andererseits als unschuldig verheizte Kinder ohne Zukunftschancen aus Amerikas ärmsten Regionen gezeigt werden. Hinzu kommen Bilder von verstümmelten irakischen Kindern, die erstmals in den USA so zu sehen waren, und von desillusionierten, mental wie körperlich verletzten Kriegsveteranen. Der Krieg ist falsch, sagt Moore, weil Bush falsch ist und alles nur besser werden kann, wenn dieser Aushilfscowboy wieder auf seine Ranch nach Texas verschwindet.

Das ist in der Tat eine recht einfach gestrickte Wahrheit, aber wie immer bei Moore genial und rasant montiert aus Hunderten Ausschnitten aus News, Spiel- und Animationsfilmen, aus selbstgedrehtem Material und einer gehörigen Portion Slapstick. Alles aus dem Zusammenhang gerissen und ordentlich verhackstückt. So ist Michael Moore, so ist das Leben, und so ist vor allem der Dokumentarfilm.

Wären jene Superästheten unter den Moore-Kritikern einmal weniger nach Cannes und dafür einmal (nicht öfter, sondern überhaupt) beispielsweise nach Leipzig gefahren, müßten sie jetzt vielleicht nicht so entsetzlich dummes Zeug über das Genre von sich geben. Moore wird angeklagt für die hemmungslose Verwertung dokumentarischen Materials und dessen schwerstsubjektive Auslegung. Man beschuldigt ihn, »Fakten« auszuwählen und andere wegzulassen, als gäbe es ein Supermarktregal voll »Fakten, Fakten, Fakten«, die an der Kasse eingescannt und registriert werden; als läge Weglassen nicht in der Natur der Sache. Und so werden die »Fakten« dann auch abgeklopft, werden Aktenberge gewälzt und Moore wenn nicht der Lüge, dann der verzerrenden Darstellung bezichtigt. Aus alledem spricht eine quälende, verzehrende Sehnsucht nach Objektivität – einer Schimäre, die immer wieder im Zusammenhang mit dem Dokfilm erhalten muß, da man dort ihr letztes, heiliges Refugium vermutet. Darüber freilich lacht in Leipzig noch der letzte, unbedarfteste Zuschauer.

Niemand wird ernsthaft in Abrede stellen, daß Moore ein Propagandist und Demagoge vor dem Herrn ist. Daß er wie sein Lieblingsgegner Bush gern den Allmächtigen spielt und auch noch den letzten Bildschnipsel partout nicht für sich sprechen lassen kann, sondern ihn gnadenlos kommentiert und benutzt. Wie seinerzeit Gevatter Igel steht Märchenonkel Moore hinter jedem Take und sagt »Ick bün allhier!«. Daß er sich dabei nicht wie in »Bowling for Columbine« mit seiner ganzen Körperfülle in jedes zweite Bild selbst reindrängeln muß, sondern nur aus dem Off spricht, empfindet man bei ihm schon fast als angenehme Zurückhaltung. (Wenn er ins Zentrum des Geschehens rückt, dann aber richtig, indem er beispielsweise ein Eisauto entert und aus ihm über Megaphon den »Patriot Act« verliest, damit die Kongreßabgeordneten erstmals vor einer Abstimmung kennenlernen, um was es eigentlich geht.) Es ist Teil seiner Methode, daß Menschen bei Moore nicht als sie selbst, sondern als Sprechblasenproduzenten auftreten, von Ausnahmen einmal abgesehen. Eine solche Figur ist im neuen Film Lila Lipscomb, eine US-amerikanische Patriotin durch und durch, bei der Moore ungewöhnlich lange verweilt und deren 200prozentige Vaterlandsergebenheit wir ebenso live miterleben wie die Trauer um ihren im Irak gefallenen Sohn und ihre daraus resultierende Wut auf den Kerl im Weißen Haus. Aber auch hier stellt sich keine wirkliche Nähe zur Protagonistin oder gar so etwas wie Empathie ein, eher das Gegenteil (hat Lipscomb, die jeden Tag vor ihrem Haus die US-Flagge hißt, geglaubt, ihr Sohn zöge aus zu einem Kindergeburtstag mit Blinde Kuh und Topfschlagen?).

Um nichts anderes geht es schließlich: Um Amerika und seine grenzenlose Dummheit. Deshalb muß Moore demagogisch agieren, deshalb muß er sich auf Augenhöhe zu Bush und Co begeben, deshalb muß er mit manchmal zweifelhaften Mitteln aufzeigen, wie verwoben Großkapital und Politik sind, wie es um Öl und Geld und sonst nix geht, wer daran verdient und wer verliert, z. B. seine Kinder. Das alles ist Tappel-tappel-Tour-Lieschen-Müller-im-Sandkasten (wie mein Mathelehrer immer bei besonders einfachen, aber dennoch raffiniert wirkungsvollen Rechenoperationen zu sagen pflegte). Das alles ist auch nicht für deutsche Fliegenbeinzähler und Cannes-Touristen gedacht, noch nicht mal für vernunftbegabte Yanks. Moore bringt Dinge in Verbindung, die nichts miteinander zu tun haben (z. B. das dumme Gesicht eines Politikers und seine Politik), so wie es jeder gute Werbespot macht. Und wie ein solcher hat auch Moore eine ganz klar definierte Zielgruppe: potentielle Wechselwähler. Wer

wollte im Ernst dagegen sprechen? Daß es außerdem um Spaß und gute Unterhaltung geht, unterscheidet Moore vom Gros der politischen Dokumentaristen in Deutschland. Und wer wirklich gute Dokfilme jenseits von Demagogie und Propaganda sehen will, muß halt nach Leipzig fahren.

»Fahrenheit 9/11«, Regie: Michael Moore, USA 2003, 122 min

Erschienen in: junge Welt 02.08.2004

<http://www.jungewelt.de/2004/08-02/021.php>